

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

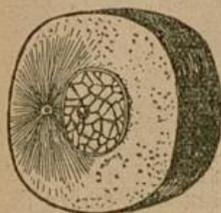
Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Crone, Max: Die Versuchung. Erzählung aus den achziger Jahren des
vorigen Jahrhunderts

urn:nbn:de:bsz:31-62042

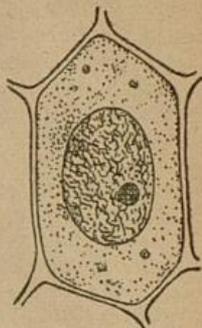
der Curen ganz so sicher?“ Nun wurde es dem Bachhuber aber zu arg: „Jetzt macht mir nur den Gaul nicht scheu“, sagte er heftig, „meine Großeltern und Eltern, meine Kinder und meine Geschwister und ihre Kinder sind alle gesund und recht, mit Ausnahme von dem einen; dann ist doch die Herkunft der schlechten Eigenschaften ziemlich klar!“



Normalform einer tierischen Zelle in Ruhe

Doch ehe neue Red' und Gegenrede den drohenden Streit weiter entfachen konnte, suchte der Sinkende die Gegensätze zu versöhnen: „Es gibt fast keine Erbmasse einer Familie, die nicht irgendwelche Mängel hat. Sie zu veredeln liegt nicht in menschlicher Macht. Wenn aber die Ergebnisse der Wissenschaft richtig angewendet werden, lassen sich die schädlichen Wirkungen der Vererbung

mildern oder ganz ausmerzen. Durch richtige Gattenwahl ließe sich manche Anlage zu körperlicher Krankheit, manche geistige Minderwertigkeit zum Verschwinden bringen und damit die Erbmasse des ganzen Volkes verbessern, wie die Aerzte sagen, die sich mit diesen Fragen besonders beschäftigen. Das ist das Ziel der Erbgesundheitslehre oder Eugenik: sie will durch Beachtung der Vererbungsgeetze die Gesundheit des Volkes heben. Doch zum Schluß, Freunde, laßt uns eines nicht vergessen: weder die ererbten Anlagen noch die Einwirkungen der Umwelt, die einen jeden formen, befreien ihn von der Verantwortung für seine Taten und von der Pflicht, ständig an sich zu arbeiten.



Junge Pflanzenzelle in Ruhe

In Versuchung.

Erzählung aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Max Trone.

1.

Anton Schmitz trieb die fünfzig Merinoschafe, deren Pflege sein Herr, der Großkaufmann Rudolf Häusler, ihm anvertraut hatte, mit Hilfe seiner beiden munteren Schäferhunde von der großen, bei Kessentich gelegenen, eingepferchten Wiese in den geräumigen Stall. Nun noch das Vorhängeschloß angelegt, und sein Tagewerk war für heute beendet.

Zu seinem Stübchen, das ihm der Herr in Bonn am Schänzchen gemietet hatte, war's noch ein weiter Weg. Von den Hundensprungen wanderte er fürbaß. Zunächst durch das Dorf. Vor einem freundlichen Bauernhaus hielt er an und ließ einen hellen Pfiff ertönen. Dort wohnte seine Trina, Katharina Vogelsang, mit der er sich vor Jahr und Tag versprochen hatte. Eine schmutze rheinische Dirne war sie Aber in diesem Sommer war sie durchaus nicht mehr so zutulisch und umgänglich wie in der ersten Zeit ihrer Verlobung. Freilich in der Heuernte, die in vollem Gange war, mochte sie noch draußen und unabkömmlich sein.

Ach, er hatte in den letzten Wochen oft vergeblich nach ihr ausgehien! Nicht ein einziges Mal, was sie früher doch so oft getan hatte, war sie an seinen Schafspferch gekom-

men. Und er durfte sich im Grunde nicht einmal darüber wundern. Es war durchaus noch nicht alles so geworden, wie er es ihr und sich selbst ausgemalt hatte.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens — er war jetzt sechsundzwanzig geworden — zogen wie im Fluge an ihm vorüber, als er in Anmut, weil sich keine Trina zeigen wollte, seinen Weg fortsetzte.

Damals hatte der Sechzehnjährige, eines der vielen Kinder eines kleinen Krämers in Köln, auf eine Anzeige in der „Kölnischen Zeitung“, daß man ein geschicktes, zuverlässiges Bürschchen suche, das bereit sei, einen Kaufmann als Diener ins Ausland zu begleiten, sich eingegeben, und wirklich hatte Herr Häusler ausgerechnet ihn unter Hunderten ausgesucht und mitgenommen.

Was war das für eine herrliche Zeit gewesen! Ueberall, in Argentinien und in Chile war er mit seinem Herrn durch die weiten, unendlichen Niederungen und durch das himmelhohe Andengebirge, durch stolze Städte und einsam gelegene Hacienden gezogen. Ueberall hatte er seinem Herrn unermülich gedient, für ihn gesorgt, gewacht, ihn vor Gefahren beschützt und war ihm unentbehrlich geworden. Er liebte den Herrn und hütete ihn wie seinen Augapfel.

Und dann war der schöne Tag der Heimreise gekommen. „So, mein guter Tünnies“, hatte der Herr gesagt, „wir haben's geschafft und Reichtümer genug aufgespeichert. Jetzt geht's zurück an unsern grünen Rhein. In Bonn lasse ich mir ein Landhaus an den Strom bauen, und du bleibst bei mir und sollst es dein Leben lang gut haben. Du warst mir bis heute treu und wirst mir treu bleiben.“

So waren sie nach Bonn gekommen. Der Herr hatte sich im Hotel Royal niedergelassen und war sofort an den Bau der Villa gegangen. Ihm, Anton, damit er nicht müßig geht, hatte er die Schäferei bei Kessenich eingeräumt. Und seitdem hatte Anton geduldig gewartet. Das Landhaus war inzwischen im Rohbau der Vollendung ziemlich nahe. Von der Koblenzer Landstraße aus war die Anlage zugänglich. Dort erhob sich das geräumige Portierhäuschen: drei Zimmer, Küche, Keller und Manjarden. Gewiß, der Herr hatte bisher noch kein Wort davon gesprochen, wer diesen kleinen hübschen Bau beziehen sollte, aber im Grunde seiner Seele hegte Anton den sicheren und festen Gedanken: das ist dein Haus, da sollst du dich niederlassen als Hüter deines Herrn und seiner Habe. Und das alles hatte er seiner Trina nicht verborgen. Die schönsten Lustschlösser hatten sie gebaut: Anton, der Oberaufseher, Trina die Verwalterin des großen Gartens. Und nun standen sie da, Villa und Portierhaus, freilich immer noch nicht vollendet. Auch sollten die Gebäude in diesem Jahr noch nicht bezogen werden. Den Sommer, Herbst und Winter hindurch sollten die Mauern austrocknen und die Räumlichkeiten allmählich bewohnbar gemacht, tapeziert, gestrichen und im Winter beheizt werden. Alles schön und gut! Aber war denn Anton auch wirklich zum Pförtner und Aufseher auserwählt? Herr Häusler hatte bisher keine Ahnung davon, daß er inzwischen sein Herz an Katharina Bogelsang verloren hatte. Trina war weder mit seiner noch mit Herrn Häuslers Schweigamkeit einverstanden. Wenn ihr Vater auch nur ein Kleinbauer war, und wenn Trina auch nur eins der mit sieben Kindern gesegneten Ehe war, den rechten Bauernstolz hatte das Mädchel doch, und sie wollte nun endlich wissen, woran sie war. Anton weigerte sich jedoch beharrlich, ein klares Wort mit seinem Herrn zu sprechen. Es schied sich nicht, ihn zu drängen, und er seinerseits sei fest überzeugt, daß der Herr ihm das allerbeste Los zuteil werden lasse. Das seien alles Hirngespinnste, meinte Trina, sie wolle auf sicherem Boden stehen, und es sei des Tünnies Pflicht und Schuldigkeit, auf

klare Verhältnisse zu dringen. Da nun Anton unzugänglich und darauf bestehen blieb, abzuwarten, was der Herr tun werde, jing Trina an, zu grollen und schmollen. Die alte liebe Vertraulichkeit zwischen den Brautleuten war übel ins Wanken geraten. Und auch der Bauer Bogelsang und seine Frau behandelten Anton weit kühler als im Anfang.

Das alles lag dem armen Tünnies schwer auf der Seele. Waren Trinas Bedenken am Ende nicht doch berechtigt? Nein, er stand nicht mehr mit Herrn Häusler wie einst! Die zehn amerikanischen Jahre hindurch waren sie unzertrennlich gewesen und hatten alles miteinander geteilt. Und jetzt sah er oft tagelang seinen Herrn nicht. Der weilte entweder bei seinem Neubau oder in dem vornehmen Gasthof, und er selbst saß den Tag über in Kessenich und nachts in seinem einsamen Stübchen. Ja, das Herz konnte einem schwer werden!

Unter solchen Gedanken und in solchem Bedenken war er nach Bonn bis an die Weberstraße gekommen, die er hinausschritt, um, die Koblenzer Straße überquerend, hinunter an den Rhein zu gelangen.

Nun wanderte er dem Strom entlang, dem Schänzchen zu. Als er in die Nähe des Alten Zolls kam, hörte er von der Gartenterrasse des Hotels Aley her einen flotten Militärmarsch blasen. Das Trompeterkorps des Bonner Königshularenregiments veranstaltete dort im Sommer regelmäßig Gartenkonzerte, und jedesmal war das letzte Stück, die stets stürmisch verlangte Zugabe, dem militärischen Bedarf entnommen. Raun waren die Schluffakorde, vom Beifallsklatschen der Zuhörermenge begleitet, vor Anton's Ohren verklungen, als der eine seiner beiden Hunde, der kluge Wolf, den Kopf hob und witterte. Dann stieß er einen kurzen Blaff aus und rannte wie der Wind davon. Anton lächelte. Er wußte, was in dem Hunde vorging. Obwohl das Tier Herrn Häusler nur selten und flüchtig gesehen hatte, behandelte es ihn als den Herrn seines Herrn, lief ihm entgegen, legte sich schweißwedelnd zu seinen Füßen nieder und ließ von den Huldigungsbereugungen nicht eher ab, als bis der Gefeierte ihm unter freundlichen Worten den Kopf kraulte. Wichtig, an einem der dicht an der Brüstung stehenden Tische saß Herr Häusler und neben ihm ein zweiter Herr, den Anton zwar nicht kannte, in dem er aber den Architekten vermutete, der, wie er wußte, fast täglich von Köln herüberkam, um die Arbeiten am Häuslerschen Landhaus zu überwachen. Anton zog seinen Hut, und sein Herr nickte ihm freundlich zu. Ehe er noch den Landeplatz der Köln-Düsseldorfer Dampf-

Schiffahrtsgesellschaft erreicht hatte, kam ihm Wolf in langen Sähen nachgesprungen.

Der klarste Sommerhimmel spannte sich über Strom und Stadt. Die Sonne war gerade verjunken. Noch grüßte das Siebengebirge mit seinen schöngeschwungenen Formen Licht und klar aus dem Südosten herüber. Es war Ende Juni. Die Dämmerung brach erst spät herein. Ein wunderbarer Stimmungszauber lag über der belebten Gegend. Ein schlanker, mit frohen Menschenkindern besetzter Dampfer kam den Strom hinabgezogen und begegnete einem langen Zug von großen, schwerbeladenen Rähnen, an deren Spitze der Schlepper mit gewaltigen Rädern sich mühsam rheinaufwärts schaufelte.

Prächtig ließ es sich auf der Gartenterrasse sitzen. Rudolf Häusler und Georg Feldmann, beides rüstige Bierziger, waren Jugendfreunde. Vor ihnen blinkte in hellen Gläsern ein goldig funkelnder alter Rüdeshheimer. Behaglich ließen sie die Rauchwölken aus ihren Zigarren in die vom Abendhauch abgefühlte Sommerluft steigen. Alte Zeiten wurden wieder wach. Sie erinnerten sich der mancherlei Streiche, die sie als „köllische Jungens“ getrieben hatten. Und schließlich erzählte Rudolf Häusler von seinen amerikanischen Fahrten, von der tropischen Glut der Pampas, von den eisigen Anden, und immer kam dabei die Rede auf den braven Tünnnes, dessen körperliche und moralische Vorzüge sein Herr nicht genug zu loben wußte.

Wie das so in Gesprächen zu gehen pflegt; wenn ein Mitmensch gar zu sehr gelobt wird, regt sich in dem, der das Loblied anhören muß, eine Art von Widerspruchsg Geist. Georg Feldmann meinte, solch einen Muttermenschen, wie der Freund ihn in dem Tünnnes schildere, gäbe es nicht und könne es gar nicht geben. Er wolle gewiß nicht in die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit des jungen Menschen irgendwelchen Zweifel setzen, aber es lebe auf dieser Erde kein Menschenkind, das sich jedermann ganz offen preis gäbe. Wenigstens bemäntele es seine schwachen Seiten. Und in solcher Hinsicht würde es auch der gerühmte Anton mit der Wahrheit eben nicht sehr genau nehmen.

„Nein“, erhitzte sich Rudolf, „aus meines Tünnnes Mund ist wenigstens mir gegenüber noch nie ein unwahres Wort gekommen.“

Georg Feldmann lachte hell auf. „Was gilt's, lieber Freund, ehe vierzehn Tage herum sind, wird der Tünnnes dich in meiner Gegenwart ganz schlechtweg belügen.“

„Niemals wirst du das fertig bringen.“

„Ich setze ein Ohmsaß von diesem famosen Rüdeshheimer zum Pfande, daß du selbst ge-

stehen wirst und gestehen mußt, von ihm belogen worden zu sein.“

„Gut, ich halte die Wette. Bringst du das Unglaubliche zuwege, so bekommst du von mir das Saß.“

„Abgemacht! Heute in acht Tagen wollen wir wieder hier sitzen, und wenn Anton vorbeikommt, ruffst du ihn herauf, und du wirst mit eigenen Ohren ihn eine offenbare Unwahrheit sagen hören.“

Die anfangs so behagliche Stimmung hatte



Der kluge Wolf stieß einen kurzen Bluff aus und rannte mit der Wind davon.

sich ungemütlich zugespitzt. Auch mußte Feldmann an den Ausbruch denken. In einer halben Stunde fuhr der bequeme Schnellzug nach Köln, der nirgends anhielt und den er deshalb gern benutzte.

Die Freunde verabschiedeten sich. Rudolf ging dem nahe gelegenen Hotel Royal zu, und Georg durchquerte den Hofgarten, um den Bahnhof zu erreichen.

2.

Am folgenden Tage fand sich Georg Feldmann, ohne sich vorher nach dem Freunde umzusehen, zeitig am Villenbauplatz ein und zog einen Maurerpolier, der in Kessenich seinen Wohnsitz hatte, in ein längeres Gespräch. Der wußte genau Bescheid und enthüllte dem Architekten Antons Beziehungen zu Trina Vogelsang und die Mißhelligkeiten, die sich zwischen den Verlobten angesponnen hatten. Mit großer Befriedigung vernahm Georg diese Mitteilungen. Sein Plan war bald ge-

schmiedet. Es galt, Trina auf seine Seite zu ziehen. Die würde ihren Anton mit leichter Mühe zu allem bringen, was er immer nur wünschte.

Um ganz sicher zu gehen, beschloß er, Trina selbst aufzuzuchen. Es gelang ihm, sofort mit ihr ins reine zu kommen und alles derart anzulegen, daß es genau an dem vorbestimmten Tage zur Ausführung gelangte. —

Wieder war es ein wunderschöner Sommertag, an dem kein Wölkchen die Klarheit



Ludl. Bruns.

Der gute Anton wußte nichts von Eva-
listen. Unbefangen und
selig genoß er den schönen Augenblick.

des Himmels trübte. Anton hatte gerade die Schafe aus dem Stall gelassen, als er wider alles Erwarten Trina wahrte, die, an den Pferd gelehnt, ihm zuwinkte. Das Herz schlug dem Verliebten fühlbarer. Welch liebe Ueberraschung! Hatte er doch seit Tagen vergebens nach ihr ausgeblickt.

Voller Freude öffnete er ihr das Gatter, und wirklich, sie schmiegte sich warm und traulich in seine Arme, ließ sich nicht nur ein Küßchen rauben, sondern erwiderte es herzlich. Der gute Anton wußte nichts von Eva-
listen. Unbefangen und selig genoß er den schönen Augenblick.

„Gelt, Tünnes“, flüsterte ihm Trina ins Ohr, „das wäre fein, wenn wir endlich zusammen kämen! Wenn du willst, können wir uns morgen schon auf dem Standesamt anmel-

den und sind in vier Wochen Mann und Frau.“

„Du sprichst in Rätseln. Von mir soll das abhängen?“

„Ganz gewiß! Heute mittag kommt ein Herr Feldmann und zahlt dir tausend Mark für den Wolf. Er hat an dem Hund den Narren gefressen.“

„Ich, und Wolf verkaufen, meinen lieben, treuen Wolf?! Es gibt keinen bessern Hund auf der ganzen weiten Welt.“

„Das scheint der Herr auch zu finden, sonst würde er ihm keine tausend Mark wert sein.“

Anton hatte sich längst aus der Umarmung gelöst und sah mit angsterfüllten Augen seinen Wolf an, der ihm gerade zu Füßen lag und den Blick zu ihm erhob, als wäre er dem Zwiegespräch verständnisvoll gefolgt.

„Wolf, mein lieber Wolf!“ rief er, und der Hund sprang jubelnd an ihm empor, „mein, dich geh' ich nicht her, und wenn man mir den Goldschatz der Infas böte.“

Trina zog die Lippen kraus. „Was du sagst, verstehe ich nicht. Es geht nicht um Wolf, es geht um mich, um deine Trina, deine Braut. Ein Jahr lang zerrst du mich schon hin und verträgstest mich jetzt wieder auf das nächste. Und nun kommt einer und will dir tausend Mark in den Schoß werfen. Auf Jahre können wir dafür ein Häuschen mieten. Ich bestelle meine paar Aeder als Gartenland und baue Gemüse und Blumen. Dazu kommt deine Einnahme von Herrn Häusler, und andern Monat ist Hochzeit.“

Als Anton bei seinem Nein blieb, zog sie das Schmollregister. „Du hast mich nicht lieb. Dein Hund gilt dir mehr als ich.“

„Gehört mir denn der Hund? Es ist wahr, der Herr hat ihn mir geschenkt; aber du weißt nicht, wie auch er an ihm hängt. Du mußt dir's aus dem Sinn schlagen, Trina. Schon um seinetwillen kann ich den Hund nicht hergeben.“

„Aber mich läßt du ruhig laufen. Du bist mir ein schöner Bräutigam. Kannst heiraten und tust's nicht! Und warum?!“

Jetzt kamen die Tränen, erst einige wenige, dann eine ganze Flut. Anton wollte sie trösten und den Arm um ihren Nacken legen. Sie stieß ihn mit aller Gewalt zurück. Wolf begann bereits zu blaffen und sich schügend an die Seite seines Herrn zu stellen.

Welcher Mann kann Weibertränen widerstehen? Und ein süßes Ding war die Trina. Selbst die Tränen standen ihr zum Küßen.

Anton war kein Barbar. „Gut, du sollst deinen Willen haben! Aber mich laß aus dem Spiel! Ich kann nicht dabei sein und den Jammer mitansehen, wenn man mir den Wolf fortschleppt.“

Schnell trocknete Katharina ihre Tränen. „Das brauchst du nicht und sollst du nicht. Geh derweil zu den Eltern. Sie wissen schon von dem Handel.“

Neußerlich war der Friede hergestellt. Trina suchte alle Munterkeit und alle Schelmerei aus dem Schatz ihres Herzens hervor. Vergebens. Anton blieb wortkarg und verschlossen. — Möchte der Bär nur brummen! Das würde sich schon wieder einrenken! Sie ließ sich ihre gute Laune nicht zerstören.

Gegen die Mittagszeit schlich sich Anton davon. Ehe er ging, liebte er den ahnungslosen Wolf. Tränen traten ihm ins Auge. Nein, sie sollte ihn nicht weinen sehen! Von ihr selbst hatte er kurzen Abschied genommen.

„Ich hüte dir die Schafe gut“, rief sie ihm noch nach.

Als er zurückkam, schien ihm die Welt öde und leer. Ihm lachte die warme Sommer Sonne nicht. Wolf, die treueste Hundeseele, war verschwunden.

Trina schwenkte, helles Lachen in den Augen, zehn blaue Lappen in der Rechten. „Das alles ist unser!“ frohlockte sie ihm entgegen.

Es war nichts mit ihm anzufangen. Trübe starrte er vor sich hin. „Du hast's und magst es behalten.“ Das war alles, was sie ihm an Worten abringen konnte.

Sie machte sich mit bestem Appetit über das Essen her, das ihr Anton von Zuhause mitgebracht hatte.

Stunde um Stunde verging in eifrigem Schweigen. Endlich brach es aus ihm heraus: „Und was soll ich meinem guten Herrn sagen?“

„Deinem Herrn? Was gehen den unsre Sachen an? Der hat noch nie nach mir gefragt.“

„Wie sollte er auch? Er weiß doch nichts von dir.“

„Dann ist's deine Schuld. Hättest ihm längst alles auseinanderlegen sollen.“

„Das verstehst du nicht. Er hat den Kopf voll von andern Dingen.“

„Nun, so wirfst du ihm jetzt die Augen öffnen.“

„Aber der Hund, Trina, der Hund, der ihn immer so fröhlich begrüßt hat!“

„Du brauchst ihm nichts von unserem Handel zu sagen. Das behalten wir für uns. Der Hund hat sich verlaufen. Oder wenn er das nicht glauben will, so hat er sich ein Bein gebrochen. Du warst mit ihm beim Tierarzt. Es war ihm nicht zu helfen. Da hat er das Tier erschließen oder verärrten müssen. — Guter, dummer Tiinnes! Das sind doch alles Nebenjachen. Um uns zwei geht es, um dich

und mich. Nun sind wir aller Sorgen ledig. Du läßt dir von Köln deinen Geburtschein kommen, und in zwei, drei Tagen hängen unsre Namen im Kessenicher Aushängekasten.“

Noch lange brauste der Redeschwall in Anton's Ohren. Hatte sie nicht am Ende recht? Mochte er sich nicht unnütze Gedanken um den Hund und um seinen Herrn? War nicht Trina mehr wert als Wolf? Die süße, geschmeidige Trina! Und sie hatte ihn lieb. Sie zeigte es ihm deutlich genug.

Als die Sonne sank, gingen sie, nur noch von Nero gefolgt, bis nach Kessenich hinein zusammen ihres Weges.

„Mach's gut, Anton!“ Und sie umfaßte ihn noch einmal und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen. „Auf Wiedersehen morgen früh!“

Nun war er allein, ganz allein bis auf Nero, der trübselig — so kam es wenigstens ihm vor — hinter ihm hertrötete. Im übrigen war's wie immer: der blanke Strom, belebt von allen möglichen Fahrzeugen, von dem Raddämpferchen, das unermüdet zwischen Bonn und Beuel hin und her pendelte, von der schwerfälligen Ponte, die in tragem Gang Lastwagen über den Rhein beförderte, von den im Strom verankerten Badeanstalten, aus denen fröhliches Geplätscher, Geschrei und Gelächter ans Ufer scholl, von dem langen Riesensloß, das sich stromabwärts wälzte, eben von einem flinken niederländischen Dampfschiff überholt — alles lustig und lieblich anzusehen. Nur Anton, der doch sonst mit offenen Augen in die schöne Welt blickte, wurde heute nichts gewahr. Er hämmerte sich in den Kopf hinein, was ihm Trina anbefohlen hatte. Nur nichts sagen von den tausend Mark! Was ging das auch Herrn Häusler an?! Und dann so viel Geld für einen Hund?! Jetzt fiel ihm das erst selbst auf. Er war's all die Zeit in Amerika gewohnt gewesen, daß sein Herr mit Unsummen rechnete, und wie oft hatte er Zehntausende in der Kassette mit sich geführt, die das Maulstier unter den übrigen Lasten versteckt trug; aber zehn Hundertmarkscheine für ein Tier auszugeben, das sein Herr vielleicht für fünfzig Mark gekauft hatte: in der Tat, das mußte Herrn Häusler stukiq machen. Trina hatte doch geschette Einfälle. Und dann wieder seufzte er tief auf: „Wolf, mein treuer Wolf! Wo mag er sein, und wie mag's ihm gehen?“ Auch darin hatte Trina nicht unrecht: man konnte dem Herrn nicht sagen, daß man ihn für schnödes Geld verkauft hatte. Wolf war tot, mußte tot sein.

Immer langsamer, immer schleppender wurden Anton's Schritte. Aber das half nichts. Der Herr würde, wie es bei schönem Wetter

jaßt regelmäßig geschah, im Aleyischen Garten sitzen, würde . . .

Und da rief's auch schon von der Terrasse her: „Anton, komm herauf!“ Und als er die Treppe aufwärts gestiegen war, schlug die Frage an sein Ohr: „Aber, Tünnies, wie siehst du aus? Wo ist Wolf und was ist geschehen?“

Neben dem Herrn saß wieder der Unbekannte, den er, Anton, für den Baumeister hielt.

„Setz dich, Tünnies und berichte!“



Lüchtricker

Sie sind ein waderer junger Mann, Anton. Hier meine Hand

Rudolf Häusler schenkte ihm ein Glas Wein ein. Er ließ es unberührt. Seinen Herrn sah er an, sah ihm in die großen, grauen Augen, die forschend auf ihm ruhten.

Solchen Blicken war nicht auszuweichen. Das Lügengebäude, von Trina errichtet und von ihm mühselig verklammert und verzöhnt, brach zusammen. Auch nicht der kleinste Rest blieb übrig.

Erst zögernd, dann immer mutiger, erzählte er seinem Herrn alles, was sich in den letzten Monaten, und alles, was sich heute begeben hatte, genau der Wahrheit gemäß. Keine Ahnung hatte Rudolf gehabt von den Erlebnissen seines Anton. Wie war das nur möglich gewesen, kein Wort von dem Vorhandensein des Mädels zu wissen, das des hübschen Tünnies Herz geangelt hatte? Ja, es

war so, er hatte über all dem Baufram den getreuesten Diener und Gefährten seiner Abenteuer völlig vernachlässigt. Nicht, daß er seiner vergessen hätte. Das Häuschen am Eingang zu seinem neuen herrschaftlichen Besitztum war ganz selbstverständlich für ihn errichtet. Aber niemals hatte er sich mit einem vertraulichen Wort an ihn gewendet, niemals sich nach seinen Schicksalen erkundigt. Und es war doch so natürlich, daß der junge Bursche voller Leben und Tatkraft, wie er war, unter den Töchtern des Landes Umshau hielt.

Aber was ist das für eine sonderbare Geschichte mit Feldmann und den tausend Mark? Und wie er sich nach dem Freunde neben ihm umsah, war kein Georg mehr da.

Ein lustiges Lächeln lief über Rudolf's Gesichtszüge. Die Wette, richtig die Wette! Die hätte er fast vergessen! Heute war ja der Probetag, an dem Anton seiner menschlichen Schwachheit überführt werden sollte. Und Anton hatte sich trefflich bewährt. Kein unwahres Wörtchen war aus seinen Lippen hervorgegangen.

Warm stieg es in Rudolf auf. Er reichte dem Getreuen die Hand über den Tisch. „Still, alter Junge, ich bin ganz und gar mit dir zufrieden. Schon längst hätte ich mich um den Zustand deines beweglichen jungen Herzens bekümmern sollen. Nein, ich zürne dir gewiß nicht. Und über deinen Wolf beruhige dich nur. Feldmann ist mein Freund. Es ist der Herr, der noch eben mit uns am Tische saß.“

Und kaum war das Wort zu Ende gesprochen, als ein Hund in großen Sätzen herangesprungen kam und vor Freude winselnd bald an Anton, bald an Rudolf Häusler empor schnupperte.

„Wolf, mein Wölschen, mein guter Hund!“ stammelte Tünnies.

Und dann kam Georg Feldmann selbst hinterdrein. „Ich habe die Wette verloren, glänzend verloren! Sie sind ein waderer junger Mann, Anton. Hier meine Hand! Und dich, mein lieber Rudolf, beglückwünsche ich von ganzem Herzen zu der treuen Seele, die du dir erworben hast. Nehmt's nur der Trina nicht zu krumm, daß sie ihren Tünnies auf Abwege zu bringen suchte! Das ist alles boshafte Mache von mir, der ich, fürcht' genug, mir alle Mühe gab, die Wette zu gewinnen.“

Ein freundliches Stündchen noch saßen die drei Menschenkinder und die beiden Hunde beisammen. Georg versprach dafür zu sorgen, daß das Pförtnerhäuschen noch diesen Herbst beziehbar gemacht werden sollte.

Und so geschah's. Als der September herankam, zog ein junges Ehepaar dort ein.

Und an ihrem Einzugstage wurde ein Ohm-
faß Rüdeshheimer in ihren Keller gerollt.
Den Preis der Wette ließ Rudolf Häusler
seinem Tünnies zuteil werden. „In ein rhei-

nisches Haus“, sagte er, als Anton die Gabe
abwehren wollte, „gehört auch rheinischer
Wein. Nehmt's in euern jungen Bund als
ein gutes Vorzeichen!“

Ein Zweikampf am Kojnos-pahle

Von Seved de Bylder.

Schwarze Wolken flogen gegen den Gelli-
vara Dundret¹⁾ und hüllten seinen Gip-
fel in dunkle Schleier ein. Föhren
ächzen im Sturm. Floden stieben. Aber sie
sinken nicht weich und sacht hernieder, sondern
wirbeln rasend einher, bald wagrecht, bald
schräg, bald aufwärts, und in solch dichter
Menge, daß sie die Luft verfinstern. Die Vögel
ducken sich ins Gebüsch und die Tiere des
Waldes ins Dickicht niederer Fichten. In
solchem Wetter ist's nicht gut, draußen zu
sein.

Aber mollig ist es in der Blockhütte auf der
Wäzheide, dem Stammquartier der Wander-
lappen bei ihren Besuchen in Gellivaras
Kirchdorf. Um den großen gemauerten
Spis²⁾, der bis zur Decke reicht, sitzen, gemü-
tlich plaudernd, einige Lappen. Das Heulen
des Sturmes dort draußen erhöht nur die Be-
haglichkeit der sichereren Kata³⁾. Die Türe des
Spises steht offen, damit das fladernde Holz-
feuer gleichzeitig Licht und Wärme und auch
noch glühende Kohlen zum Anzünden der
Pfeischen spendet. Die treuen Begleiter des
Lappen, seine spitzohrigen Hunde, liegen zu-
sammengerüngelt beim Spis auf einem Ren-
tierfell und heben nur manchmal, zornig knur-
rend, den Kopf, wenn sie ein Geräusch ver-
nehmen, das ihnen verdächtig vorkommt.

Der Kareuando-Lappe Keira Ritof erzählt
gerade von einem Schneeschuhlauf, bei dem er
sich in einem solchen Schneesturm, wie er jetzt
eben draußen braust, verirrt hatte und bei-
nahe umgekommen wäre. Damals wurde es
auch rabenschwarze Nacht, daß man keine
Hand vor den Augen sah. Zu Tod ermattet
und von Hunger erschöpft, sank er zuletzt in
den Schnee. Am andern Morgen fanden ihn
Freunde dicht vor einem Felsenabsturz liegen.
„Ein Gottesglück war's, daß ich nicht mehr
weiter konnte. Sonst wär' ich im Dunkel in
den Abgrund gestürzt. Und niemals hätte
man meinen zerschmetterten Körper gefunden.
O, vielleicht doch jemand: die elenden Graub-
eine . . .“

Die Zuhörer nickten beistimmend, wiegen
den Oberkörper hin und her und seufzen be-
dauernd: „Voj, voj!“ Sie denken an die

vierlei Gefahren, die ständig auf den armen
Wanderlappen lauern.

„Aber sag' mal, Keira!“ unterbricht der
alte Dulufsen das nachdenkliche Schweigen.
„Du warst doch dabei, als Antti Sarri mit
dem alten Waldvater am Kojnos-pahle⁴⁾
kämpfte? Erzähl' uns die Geschichte, weil wir
gerade so gemütlich beisammen sind!“

„Ja, daran denk' ich noch so gut, als ob es
gestern gewesen wäre, und es sind doch bald
zehn Jahre her. Die Geschichte vergeß' ich in
meinem Leben nicht, und wenn ich so alt wie
Methusalemmi werde. — Es war ausgangs



Die Zuhörer nickten beistimmend, wiegen den Oberkörper hin und her und seufzen bedauernd.

September. Der Schnee lag schon hoch und
hatte eine schöne Skare⁵⁾. Mein Vater, Heikki
Ritof, von dem ihr wohl schon alle gehört
habt, hatte seine Kata am Stuor Vuleju⁶⁾
aufgeschlagen. Er wollte erst später mit unse-
rer Herde nach Kareuando, um in der Heimat
Zul zu feiern. Eines Morgens schied er mich